# Die alte Linde.

Von A. Wittmann.

Im Schloßpark am Weiher steht eine Linde, die ist schon Hunderte von Jahren alt. Den starken Stamm, den drei Männer kaum umfassen können, umgiebt eine weißlackirte Bank, über die sich ringsum die Aeste breiten von oben herab wie ein grüner Dom, bis hinunter auf die Rasenfläche, welche den Fuß der Linde umkränzt. Wenn Du reden könntest, Du alte Linde, was würdest Du uns alles erzählen können, wieviel Generationen hast Du kommen und gehen sehen!

Ein herrlicher Frühlingstag! Die alte Linde prangt in jungfräulicher Schönheit, ein zartes, lichtgrünes Blättergewand verhüllt die schwarzen Aeste. Die Vöglein jubiliren mit heller Kehle und mit stolz aufgeblähtem Gefieder gleitet das weiße Schwanenpaar majestätisch durch die blaue Fluth.

Auf der Bank unter der Linde regt es sich. Ein junger Mann hat dort Platz genommen. Seine Aufmerksamkeit ist nicht der Schönheit der Natur zugewandt, seine Augen suchen oft den Kiesweg, der sich im Buschwerk verliert — er scheint Jemand zu erwarten. Da nähert sich eine schlanke, leichtfüßige Mädchengestalt dem Dasitzenden leise im Rücken; rasch legt sie die Hände auf seine Augen: „Wer ist's?"

„Die Stimme kenne ich," und mit einem Ruck löst er die zarten Finger und hält die Kleine in seinem Arm.

Und nun giebt es ein Fragen und Antworten, ein Kosen und Schäkern, ein Lachen und Scherzen, das wie Musik durch die Zweige der Linde zieht, die das glücklich liebende Paar in ihrem sonnendurchwebten Hause birgt.

Dann werden Zukunftspläne gemacht. Ehrbar und ernst sitzen die Beiden, Hand in Hand, neben einander auf der Bank.

„Nur noch kurze Zeit, dann bist Du meine kleine Frau und folgst mir hinaus in die Welt, und tapfer will ich arbeiten und kämpfen, um meinem kleinen, süßen Weibchen das Leben angenehm zu machen.

„Wir brauchen keinen Wagen
Und keinen langen Zug,
Den Frieden heimzutragen
Sind wir uns selbst genug!"

Eine Thräne schimmerte in dem Blauauge des Bräutchens. Gerührt schlingt sie den Arm um des Liebsten Hals.

Das letzte Stelldichein unter dem Baume kam heran.

Einen Tag nach der Trauung der Beiden sollte die Abreise erfolgen, da hatten sie keine Zeit mehr, die alte Linde zu besuchen und so kamen sie noch einmal vor dem Hochzeitstage.

Ein Liebeszeichen schnitt er in die Rinde, ein Zweiglein ihrer Blätter steckte er auf seinen Hut. Und wegwärts wendet sich der Fuß des Pärchens, um lange, lange diesen Boden nicht mehr zu betreten.

* * *

Vierzig Jahre!

Es ist eine lange, lange Zeit, ein ganzes Menschenleben. Aber kaum merklich dicker ist die Linde geworden, und der Frühling hat sie wieder mit Jugend und Schönheit geschmückt, sie ist jung geblieben.

Dasselbe kann man von dem Paare nicht sagen, welches heute wieder unter der Linde Platz genommen. Vierzig Jahre lang sind sie nun den oft holperigen Lebensweg mit einander gewandelt, und der Staub des Weges hat sich auf ihren Scheitel gelegt und das Haar grau angehaucht. Das Auge, welches damals freudig geblickt, schaut ruhig und ernst, das einst so rosige, glatte Gesicht ist gefurcht von der Zeit, von Sorge und Leid.

„Weißt Du noch," sagte die Frau mit zärtlichem Blick auf ihren Gatten, „wie wir damals hier saßen? 40 Jahre sind's her!"

Er nickte und drückte ihr die Hand.

Halblaut sprachen sie miteinander von vergangenen Tagen und ließen die zurückgelegte Zeit in der Erinnerung vorüberziehen, als wollten sie der alten Linde erzählen, was sie erlebt in den langen, langen Jahren.

Ganz versunken in die Schönheit des herrlichen Tages, tritt die Erinnerung an die Beiden heran; verwischt sind im Augenblick die vielen Jahre, und lebhaft treten die Bilder vergangener Zeiten vor ihr geistiges Auge. An ihnen hat sich der Spruch Schillers erfüllt: „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." Sie war geblieben, die alte, treue Herzensliebe...

Da naht ein junger Mann; sein Auge haftet an den Beiden unter der Linde, die sich fest umschlungen halten.

Er hemmt den Schritt. „Wahrhaftig — ein Liebespärchen! Na, die sind aber zärtlich!"

Jetzt fällt ein Sonnenstrahl durch die Blätter der Linde, und indem er näher kommt, bemerkt er die weißen Silberfäden im Haar der Beiden. Ueberrascht lacht er leise auf: „Ach die Alten! Was fällt denn denen ein?"

Ein sanfter Windhauch schüttelt die Lindenkrone, die Blätter flüstern leise:

„Ihre Jugend, ihre Jugend fällt ihnen ein!"

---

— Gemüthlich. Richter: „Ich begreife nur nicht, wie Sie das starke Schloß so leicht sprengen konnten." Einbrecher: „Das ist Uebung, Herr Richter, nichts als Uebung; wenn Sie's einigemal machen, dann können Sie es auch."

— Prompte Antwort. — Mann: „Was? Schon wieder $10 soll ich Dir geben? Weißt Du auch, wohin das schließlich führt?" Frau: „Gewiß! Zur Putzmacherin."

— Kasernenhofblüthe. — Unterofficier: „Einjähriger, eingebildeter wie Sie konnte das Huhn nicht sein, welches das Ei des Columbus gelegt hat!"

# Mascha.

Von Signor Saltarino.

Sie war ein Kosakenkind, die Mascha nämlich, meine Pflegetochter, und „Koheylan" ein kleiner russo-arabischer Hengst. Wir drei bildeten ein recht heruntergekommenes Trio, von dem kein Hund ein Stück Brot genommen, wenn es „Koheylan" verschmäht hätte. So etwas aber that das brave Thier nicht, das Pferdchen hatte immer Hunger, und wir auch.

Zur Mascha kam ich auf sonderbare Weise, zum „Koheylan" nicht. Letzteren hatte ein Zigeuner aus dem Gestüt geholt und mir für dreißig Rubel verkauft, das Mädchen aber wurde mir von einer Voltigenreiterin anvertraut, die mit mir bei Akim ritt und die sich eines schönen Tages „weh" that. Wir trugen die Arme hinaus in den Stallgang, und dort starb sie. Der Hufschlag des Pferdes hatte ihr innerliche Verletzungen beigebracht.

„Nehme die Mascha mit dir, Kamerad," flüsterte mir die arme Frau zu, als ihr Athem stockender und stockender wurde. „Du wirst nicht viel Last mit ihr haben, sie kann reiten — ihr Vater war Kosak!"

Ja, das konnte sie, die kleine, rothhaarige Dirne, ein unentwickeltes Kind von zehn Jahren noch, aber mit Muskeln und Sehnen von Stahl. Bis jetzt hatte Mascha noch nicht auf dem Programm gestanden, denn ihre Mutter, eine flachshaarige Schönheit der Steppe, höchstens sechsundzwanzig Jahre alt, von üppigem Wuchs und herrlichem Ebenmaß der Glieder, hielt mit einer bravourösen Voltige das Publikum im Bann; nun aber mußte die Tochter mitverdienen helfen, denn meine Gage bei Akim war nur gering und reichte kaum für mich und „Koheylan."

Nachdem wir die Mutter begraben, nahm ich mir einen Tag darauf das Mädchen vor.

„Du hast jetzt Niemand auf der Welt mehr, der für dich sorgt, Mascha. Deiner sterbenden Mutter habe ich versprochen, mich deiner anzunehmen. Das thu' ich natürlich, und du wirst mir gehorsam sein in allen Dingen. Wir fangen morgen in der Frühe an zu proben. Du wirst auf „Koheylan" ohne Sattel arbeiten und voltigiren."

Mascha blickte mich mit ihren verweinten Augen verwundert an.

Selbstredend würde sie morgen reiten.

Sie war ja ein Kosakenkind.

Um das recht zu verstehen, muß man die Kosaken reiten gesehen haben. Sie sind das zweite Ich, die Ergänzung des Pferdes. Ihre Uebungen grenzen an das Unglaubliche, an's Traumhafte; sie sind mit dem Pferde gleichsam verwachsen, es ist ein staunenswerthes Miteinanderarbeiten — der Reiter weiß jedes Zucken, jedes Vibriren seines Thieres im vorhinein, er benutzt dasselbe, arbeitet mit demselben; der Gaul ersetzt ihm den ebenen Boden. Auf der Erde watschelt und wankt der Kosak wie der Matrose auf dem Festlande oder wie ein ergrauter Kunstreiterprinzipal — auf dem hat sich die Freundschaft des Steppen- Der Boden ist für ihn die Unsicherheit, der Pferderücken die Sicherheit. Auf dem Boden ist der Kosak nicht gelenkiger wie eine Schildkröte, auf dem Pferde ist er unfaßbar, unbesiegbar.

Die weiten Flächen der Steppe, die Futtergründe des Don haben dies gethan, das intime Verhältniß zwischen Pferd und Mensch hervorgezaubert. Es hat sich die Freundschaft des Stepepnpferdchens zum Menschen vererbt, viele Generationen hindurch. Und jene schaurig klingende Mär von Mazeppa, der, auf den Rücken eines Kosakenpferdes gebunden, von demselben nicht zu Tode geschüttelt, gebockt und geschleift, vor allem aber nicht zu Tode gewälzt wurde, ist eine ganz natürliche Sache, die freilich dem Engländer mit seinen stolzen, eigenwilligen, hochmüthigen und bockenden Pferden wie ein Wunder erscheinen mußte — ein Wunder, das Byron mit den Sonnenstrahlen und Sturmwolken seiner Poesie umkleidete.

Was Wunder, wenn Mascha sich auf „Koheylan" sehr bald recht wohl fühlte, nicht mehr von ihm zu trennen war? Sie waren das, was die siamesischen Zwillinge, die doppelköpfige Nachtigall waren. Mascha spielte mit dem klugen edeln Hengste, schlief mit ihm und träumte mit ihm. Sie waren unzertrennlich.

Sie stahl für ihn Möhren und Zucker, vernaschte keine Kopeke, die ihr zugeworfen wurde, sondern sammelte und sammelte, bis sie einen halben Rubel zusammen hatte, und dann kaufte sie Hafer. Und wenn ich das Mädchen suchte, so fand ich es nur bei dem Hengste, auf dem Futterkasten kauernd, ihm erzählend in den fremden Lauten ihrer Sprache, von der Steppe und ihren Blumenwiesen, ihren Reitern und ihren Pferdedieben.

Wir waren bereits über ein Jahr zusammen, als uns ein harter Schlag traf. Herr Akim war eines Montag morgens mit der gesammten Einnahme des Sonntags verschwunden, fort, da ihm der Boden in Kiew zu heiß wurde. Wir lagen auf der Straße, ohne Geld, ohne Engagement. Die paar Rubel, die ich noch besaß, wurden als Depeschengebühren benutzt — allein umsonst, kein Engagement wurde uns angeboten. Kein Wunder auch: ich war zu unbedeutend und Mascha noch unbekannt.

Und als wenige Wochen nach der Katastrophe die letzte Kopecke ausgegeben, da machten wir uns auf den Weg nach Westen, nach Polen, nach Deutschland.

Das waren gar böse Tage. Am Tage apportirte „Koheylan" und ich machte Faxen. Für einige Kupfermünzen. Am Abend kauerten wir auf einer Lehmtenne oder im Busch des Rains und hungerten.

Wir kamen aber doch an die Grenze bis Thorn, bis Bromberg. Und hier erhielten wir bei dem alten François Goldkette ein bescheidenes Engagement.

Was soll ich weiter erzählen von unseren Kämpfen, Sorgen, unsern Freuden? Mascha wuchs heran zu einer wilden Schönheit des Jahrmarkts, zu einem berückenden, sinneverwirrenden „Star" des Wandercircus. Sie war gar bald die reitende Primadonna des „Grand Cirque roumaine" des Herrn François Goldkette.

Doch diesem würdigen Kunstreiterprinzipal und auch mir sollte ein großer Schmerz bereitet werden, als Mascha sechzehn Jahre alt war. Da droben in Ostpreußen war es, in einer kleinen Kreisstadt. Da sah er sie zum ersten Mal. Dieser „Er" war ein junger Gutsbesitzer, eine gute Seele, dessen ganzer Stolz bisher sein blonder gezwirbelter Schnurrbart, sein Trakehner Fuchshengst „Adolar" und seine Vicewachtmeister-Charge gewesen. Da kam ihm Mascha vor die Augen, und da war es auf einmal mit der Seelenruhe des Herrn Arthur Brancken vorbei. Es war außer Rand und Band.

Jeden Abend erschien er im Circus und erwartete mit nervöser Ungeduld die Voltigenummer der Mascha. Bisher hatte das kleine Ding nur Apfelsinen erhalten — jetzt bekam es Blumen und Brillantsteine. Und den Edelsteinen folgte eines Abends im Stallgange eine feurige Liebeserklärung des langen Ostpreußen.

Da ließ die Mascha zwei weiße, glänzende Reihen Perlenzähne sehen und lachte dem Gutsbesitzer geradeweg in's Gesicht.

„Sie wollen mich heirathen — und ich soll mit auf Ihr Gut? Ja, was soll aber aus „Koheylan" werden, und was wird mein Pflegevater dazu sagen und der Prinzipal? Das geht nicht so schnell bei uns Wanderkünstlern."

„Ihr Pflegevater dürfte kaum etwas dagegen haben, Fräulein Mascha, der Kontrakt mit Herrn Goldkette wird gekündigt und „Koheylan" geht mit— höchst einfach!"

Nun, wie Herr Brancken es weiter gemacht hat, die Mascha für sich einzunehmen, weiß ich nicht. Wir legten aber dem Mädchen keine Hindernisse in den Weg, da es aller Wahrscheinlichkeit nach sein Glück machte, und es war im Schlesischen, ein halbes Jahr später, als nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, hervorgerufen durch gesetzliche Formalitäten, Fräulein Mascha Kasimiroff Frau Arthur Brancken wurde. Ich bekam den braven „Koheylan" anständig bezahlt, wünschte der Mascha von Herzen Glück auf den Weg und zog mit Herrn Goldkette weiter.

Was ich nun weiter melde, ist der jungen Frau nacherzählt, als mich das Paar vier Jahre später am Rhein besuchte.

Die beiden Leutchen waren überglücklich im Sonnenglanz der jungen Ehe. Die Blume der Steppe, dieser Typus eines unsteten Wanderlebens, schickte sich gar bald in die geordneten Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft und lernte selbst im Damensattel auf dem kleinen Araber reiten. Auf dem Schimmel begleitete sie den Gatten auf seinen Berufsritten durch Flur und Wald, ohne freilich die verwegene Fertigkeit zu erlangen, durch die sie sich immerdar als Voltigenreiterin ausgezeichnet hatte. Mascha war im Damensattel steif, hölzern, der Sitz widersprach dem Naturell des Kosakenrittes.

Ohne Sattel, rittlings, war sie gleich einer Windsbraut, wie der West, der mit den Blumen kost, wie ein Gewitterregen, der auf die Blätter prasselt, im Sattel eine geschnürte Confektioneuse, ein schönes Fragezeichen, ein Modell für ein Modejournal.

Und mit der Zeit kam auch die Langeweile, das unwiderstehliche Heimweh nach dem Circus.

Langsam und trostlos zogen Herbst und Winter in Regenschauern und Schneestürmen dahin. Selbst an der Seite des geliebten Gatten schauerte sie oftmals zusammen, wenn der Wind die alte Wetterfahne auf dem Giebel knarren ließ, die weißen Flocken Gut und Flur mit einem dichten Leichentuch bedeckten und auf den Höfen die Hunde bellten.

O, könnte sie doch nur noch einmal sich an dem brausenden Leben des Bankistenthums ergötzen, nur noch einmal den glitzernden Flittertand des Circus auf sich wirken lassen. die rauschende Musik, die schrillen Rufe der Kunstreiter hören, das Beifallsstampfen der Menge und das Krakehlen des Prinzipals.

Mascha steckte das Näschen in die warme Luft des Zimmers wie ein nüsternblähendes Pferd. Allein sie saugte nur ein Pariser Parfüm ein — keinen Duft von Schweiß und Sägespänen und Mist. Und der Mann betrachtete die kleine Frau mit besorgten, mißtrauischen Blicken.

Da kam der Frühling in's Land und mit ihm ein kleiner Wandercircus in die Kreisstadt. Wie gebannt blieben die Augen Mascha's auf der Annonce im Kreisblatt haften, in welcher der „Königlich niederländische Circus" Mark van Oß eine große Galavorstellung in equestrischen und gymnastischen Künsten zum Besten nothleidender Künstler ankündigte.

Die „Nothleidenden" waren Mitglieder des „Königlich niederländischen Circus."

In Mascha fieberte es. Morgen fuhr ihr Gatte zu wirthschaftlichen Berathungen in die Umgegend — er würde es nicht erfahren, daß sie für drei, vier Stunden in der Stadt abwesend gewesen.

Sie wollte „Adolar" nehmen, der griff besser aus, mit dem konnte sie in einer kleinen Stunde in der Stadt sein.

Schwere Kämpfe hatte die kleine Frau hinter sich, als sie am anderen Tage am späten Nachmittag dem Kutscher befahl, dem Trakehner den Damensattel aufzulegen.

„Dem „Adolar"?" fragte der Knecht erstaunt.

„Ganz recht, dem „Adolar"!"

Als Mascha wieder den Sattel unter sich fühlte, war alle Bangigkeit aus ihrer Seele entschwunden. Mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen ritt sie die Landstraße dahin, erst im Schritt, dann Trab, dann im Galopp. Und doch — so ganz anders als wie „Koheylan" ging der „Adolar." Der war kein Damenpferd und eine kräftigere Hand gewöhnt wie die in der letzten Zeit recht zart und rosig gewordene des ehemaligen Bankistenkindes. Zuerst machte es Mascha vielen Spaß auf dem großen Trakehnerhengst, der nervös aufzuckte, wenn er einen leichten Gertenschlag bekam; als das Pferd aber immer unruhiger wurde und gar versuchte, sich der ungewohnten, leichten Last zu entledigen, da mußte die Frau alle ihre Kunst in Anwendung bringen, um nicht auf die Erde zu kommen.

Ein schwerer Peitschenhieb verursachte, daß der Hengst aus dem Galopp in's Rennen kam.

Und was der wilden Steppenreiterin ein leichtes gewesen, wenn sie rittlings auf dem blanken Pferderücken gesessen — im Damensattel war sie steif und unbeholfen und nicht in der Lage, das durchgehende Pferd wieder in die Gewalt zu bekommen.

O, welch eine Schmach für ein Kunstreiterkind!

Was würde Herr Akim gesagt haben und was Herr Goldkette, wenn man sie so gesehen hätte! Sie, die bravouröseste Voltigeuse, die man einst kannte. Und jetzt — wie hilflos, wie erbärmlich, in der Gewalt eines — Pferdes.

Das Lächeln erstarb ihr auf den Lippen, denn der Tod starrte der jungen Frau in's Antlitz. Sie sah sich liegen, dort zwischen dem Meilenstein und der Pappel, als unerkennbare Masse, blutig und zerrissen, und über sich Arthur gebeugt.

Und immer rasender, gleich einem abgeschossenen Pfeil, fliegt der Hengst dahin. Hat sie denn wirklich ihr schönes warmes Nest verlassen wollen, ihr molliges Heim zwischen Blumenranken und Blüthenschnee? Und das um eine Stunde Flittertand und Mistgeruch? Um eine Stunde nur Vagantenglück und Vaganten-Leid zu genießen?

Der Wind weht ihren Hut vom Kopf und zerzaust ihr das Haar.

Ist es nur ein Traum oder ist es Wirklichkeit? Ach nein — es ist kein böser Traum. Die zitternden Hände, die sie in ihrer Angst in die Mähne des scheuen Pferdes vergräbt, machen es ihr klar, daß es eine böse Wirklichkeit ist.

Mein Gott, hat sie denn so schlimm gefehlt? Ist es denn so etwas sehr Böses, sich zu sehnen nach dem bunten Lichterschein des Tamtams, nur eine Stunde lang zu schwelgen in den rauhen und doch so lieben Accorden der Jugend? Sie ist ja sonst so brav — muß sie denn gleich so hart bestraft werden, weil es sie einmal mit magischer Allgewalt zu den Kindern des Feldrains zieht?

Und immer weiter.

Und immer rasender.

Ihre Kräfte verlassen sie. Mascha sieht nur noch, wie die einhertrabenden Bauern entsetzt auseinanderstieben, als sie die wilde Jagd auf sich zukommen sahen, wie ein Sturmwind an einem Novembertag, Aeste knickend und Wellen peitschend.

„Adolar" ist über und über mit Schaum bedeckt und aus der linken Flanke rieselt das Blut.

Da plötzlich scheint ihr, als sei es mit der Kraft des Thieres plötzlich zu Ende. Der Lauf ist weniger rasend und wird schwankend.

Da bricht das Pferd zusammen und im Sturz springt Mascha aus dem Sattel. Sie hatte die alte Spannkraft der Kunstreiterin wieder gefunden. Die junge Frau blieb unverletzt.

Doch was war das? Sie befand sich nur wenige hundert Meter von ihrem Heim entfernt — der Hengst mußte dasselbe auf der Chaussee in einer wahnsinnigen Jagd umkreist haben.

„Mascha! Mascha!" ruft es ihr angsterfüllt entgegen. Es ist ihr Mann, der aus dem Thorweg gestürzt kommt. Sie fällt ihm ohnmächtig in die Arme.

„Weib, wie konntest du den „Adolar" reiten?" kam es vorwurfsvoll von seinen Lippen, als sie wieder erwacht und er neben ihrem Lager saß, ihre Hände in den seinen haltend. „Ein großer Gott hat schützend seine Hände über dich gehalten, denn wie leicht konntest du mit dem Pferde sterben!"

„Ist „Adolar" todt?" fragte sie mit leiser Stimme, während große Thränen in ihre immer noch angsterfüllten Augen traten.

Er nickte nur.

„Verzeih," flüsterte Mascha, „verzeih — mein süßer Mann. Ich bildete mir ein, ein Vögelein zu sein in einem goldenen Käfig, das da einst hineingeflogen im Herbste vor Stürmen und Wettern und das da gefüttert wurde von einem blondlockigen Prinzen die langen Wintertage hindurch, verzärtelt und gehätschelt. Und als der Frühling kam und die Meisen zirpten, die Rosen blühten und die Sonne warm und belebend auf die Auen ihre Strahlen senkte, da sehnte sich das Vögelchen wieder einmal hinaus in die goldene Freiheit des Wanderlebens, es wollte für einen Augenblick nur statt des Prinzen einen Zigeunerbuben sehen, mit bunten Lappen um den Leib, Trottelhaaren und Kohlenaugen. Doch kaum hatte das Thierchen seinen Käfig verlassen, als auch schon ein Sperber zum tödtlichen Fang aus hohen Lüften herniederschoß; mit großer Mühe rettete sich das Vögelchen zurück in den Käfig. Und vergessen waren Wanderlust und Lerchenschlag, Zigeuneraugen und wilde Rosen ... Arthur — ich werde nie mehr reiten!"

## Brandenburg gegen Spanien.

Von Georg Siegerist.

Der Seekrieg, welchen jetzt die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gegen Spanien führen, ruft die Erinnerung an die kriegerischen Unternehmungen wach, welche der große Kurfürst vor mehr als zweihundert Jahren, 1680 und 1681 gegen diese Macht ausführte, um sie zur Erfüllung gegen ihn eingegangener Verpflichtungen zu zwingen. Dieser Kaperbrief Kurbrandenburgs gegen Spanien, der allerdings niemals officiell erklärt worden war, ist der weniger bekannte Theil aus der Geschichte der ersten brandenburgischen Marine, und doch hat sie hier dem im Kriege gegen Schweden 1675 — 1679 gepflückten ersten Lorbeerreis ein zweites hinzugefügt durch die Kühnheit und Schneidigkeit, mit der sie das zur See so gewaltig überlegene Spanien angriff. Während die brandenburgischen Schiffe gegen Schweden unter dem Oberbefehl des Dänen Niels Juel und des holländischen Seehelden Tromp standen, dessen dreihundertsten Geburtstag seine Vaterstadt Brielle kürzlich gefeiert hat, segelten sie jetzt als selbstständiges Geschwader und haben dem rothen Adler ihrer Flagge keine Schande gemacht.

Als Kurfürst Friedrich Wilhelm im Juni 1674 dem Bündnisse des deutschen Kaisers, der Niederlande und Spaniens gegen Ludwig XIV. beigetreten war, hatte sich Spanien verpflichtet, monatlich 32,000 Thaler Subsidien an Brandenburg zu zahlen. Der Kurfürst führte seiner Verpflichtung gemäß 20,000 Mann nach dem Elsaß, allein die spanischen Gelder blieben schon nach wenigen Monaten aus und auch nach dem Frieden von St. Germain en Laye 1679 ließ sich trotz aller Bemühungen des Kurfürsten und seines Gesandten in Madrid die spanische Regierung nicht zur Zahlung bewegen. Spanien hatte schon damals ebenso wenig Geld wie heute. „Mochte die Silberflotte aus Amerika auch achtundzwanzig Millionen bringen, nach den Zahlungen an die Großen des Hofes, die Wucherer, die Kirchen und Klöster blieben der Krone kaum 100,000 Thaler," schreibt Droysen, und auf alles Drängen Brandenburgs antwortete der Madrider Hof, umgürtet mit dem ganzen Stolze Alt-Kastiliens: „Wir haben nichts," oder ließ sich höchstens zu dem Zugeständniß herbei: „Wir werden sehen." So kam es, daß die Schuld Spaniens an den Kurfürsten 1679 auf 1,800,000 Thaler angelaufen war. Friedrich Wilhelm war aber nicht der Mann, auf das, worauf er einen rechtlich begründeten Anspruch hatte, zu verzichten. Er ließ in Madrid erklären, „er werde andere Maßregeln ergreifen, um zu seinem Gelde zu kommen," und dieser Drohung folgte die That auf dem Fuße. Am 14. August stach ein brandenburgisches Geschwader zu Pillau in See, bestehend aus den Schiffen „Friedrich Wilhelm", „Kurprinz", „Dorothea", „Rother Löwe", „Fuchs", „Berlin" und dem Brander „Salamander", mit 160 Kanonen, 515 Matrosen und 180 Soldaten unter dem Commando des Holländers Cornelius Claes van Beveren und mit dem Befehl, auf der Höhe von Dünkirchen dem Convoy von spanischen Handelsschiffen aufzulauern, das von Ostende nach Cadiz fuhr. Schon am 18. September brachten brandenburgische Schiffe vor Ostende ein spanisches Schiff von 28 Kanonen, den „Carolus Secundus", nach kurzem Kampfe auf, dessen Ladung aus werthvollen Spitzen bestand. Der Geschwaderchef van Beveren geleitete, um bei dem Verkauf der Beute nicht zu kurz zu kommen, seine Prise mit dem „Friedrich Wilhelm" und der „Dorothea" selbst nach Pillau, während die übrigen Schiffe unter dem Commando des Capitäns Cornelius Reers den neuen Gouverneur der Niederlande, den Prinzen von Parma, zu fangen versuchten. Dies gelang ihnen indessen nicht, da ihre Anwesenheit und ihre Absichten bekannt geworden waren, englische Kriegsschiffe, an die sich die kleinen brandenburgischen Schiffe nicht heranwagen konnten, geleiteten den Prinzen. Die Brandenburger segelten nach Westindien, um dort die gewinnbringende Kaperei fortzusetzen; ein Gegenbefehl, vor Cadiz und an den spanischen Küsten zu kreuzen, erreichte sie nicht mehr. Die Ladung des „Carolus Secundus" wurde in Pillau verkauft, brachte aber statt der erwarteten 200,000 nur 100,000 Thaler, da die brandenburgischen Matrosen gleich ihrem Commandeur van Beveren sehr industriell veranlagt waren und sich ihren Antheil an der Prise schon im Voraus gesichert hatten. Das Schiff selbst wurde der brandenburgischen Flotte einverleibt.

Der spanische Hof war über diese Angriffe der neuen Seemacht an der Ostsee auf das Höchste entrüstet und protestirte energisch; da es aber beim Protestiren blieb, ließ sich der Kurfürst nicht einschüchtern, ebenso wenig von dem Geschrei, welches Holland, England und Schweden erhoben, hatte er doch an Frankreich einen werthvollen Rückhalt, seit er, von dem Kaiser und seinen übrigen Verbündeten schmählich im Stich gelassen, im October 1679 einen engen Allianzvertrag mit Ludwig XIV. abgeschlossen hatte. Sämmtliche französische Häfen standen den brandenburgischen Schiffen offen; sie konnten sich dorthin in Sicherheit bringen, ihre Schäden ausbessern und ihre Vorräthe erneuern.

Während des Winters auf 1681 ließ Friedrich Wilhelm durch seinen Marinedirektor Raule ein neues Geschwader ausrüsten, die Fregatten „Prinzessin Marie", „Wasserhund" und „Eichhorn", unter dem Capitän Johann Lacher, mit dem Befehl, zuerst im Canal und an den spanischen Küsten zu kreuzen und dann nach Westindien zu segeln. Daß der Kurfürst bei diesen Unternehmungen auch Handels- und wissenschaftliche Interessen im Auge hatte, beweist der Satz in dem Befehl für Lacher, daß er sich im spanischen Westindien ohne Gefahr erkundigen solle, wo der beste Handel sei, und „so auf dieser Reise einige Raritäten von Beesten, Vögel und andere Thiere gefunden würden, hat er solche wohl in Acht zu nehmen und Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht mitzubringen". Da Friedrich Wilhelm indessen von allen Seiten mit Vermittelungsanträgen in seinem Streit mit Spanien bestürmt wurde, verging der Winter mit fruchtlosen Verhandlungen und erst im April 1681 gelang es Raule, ihn zur Fortsetzung der Kaperunternehmungen zu bewegen. Raule versprach dem Kurfürsten, „ehe noch zwei Monate zu Ende, die Spaniers also zu besetzen, daß sie an uns gedenken sollen", und am 20. April lief Lacher mit seinen drei Fregatten aus Pillau aus. Ihm folgten im Juni und Juli der „Fuchs", der in „Markgraf von Brandenburg" umgetaufte „Carolus Secundus" und der „Friedrich Wilhelm" unter dem Commandeur Thomas Alders. Beveren war aus brandenburgischen Diensten entlassen worden. Alders sollte seine Mannschaft aus den Beständen Lachers, der seine Schiffe ausbessern lassen mußte, verstärken und ebenfalls erst im Canal, dann vor Cadiz kreuzen, auch sein Augenmerk auf die Türken und Barbaresken richten, „selbe vigoureux befechten, und diejenige, welche er durch Gottes Segen erobern möchte, nach Lissabon bringen, um die Türken als Sklaven daselbst auf's theuerste als möglich zu verkaufen und das Geld durch gute Wechselbriefe nach Rotterdam an Jean Peddy zu remittiren". Wir wissen leider nicht, ob der Kurfürst die Absicht hatte, auch diese Einnahmen Spanien gut zu schreiben. Namentlich sollte Alders auf die Silberflotte lauern.

Zu diesem neuen thatkräftigen Vorgehen hatten den Kurfürsten und Raule die guten Nachrichten ermuntert, welche von Reers' Geschwader eingelaufen waren; es sollte eine Gallione und ein anderes Schiff genommen haben und bereits auf der Fahrt nach Pillau sein; ein englisches Schiff meldete sogar von drei Prisen, mit denen es die Brandenburger in Jamaica getroffen hätte. Lacher erhielt nun Befehl, Reers im Canal zu erwarten. Die Schiffe aus Westindien kehrten auch im Mai zurück, aber ohne Prisen; nur ein Schiff mit Canari-Sekt und Branntwein beladen, hatten sie am 6. Februar aufgebracht und nach Pillau geschickt, wo es aber erst im September ankam, vermuthlich mit sehr erleichterter Ladung, wenn wir der wenig schmeichelhaften, aber desto kürzeren Schilderung Glauben schenken, welche Raule von den Matrosen macht: „Die Matrosen sind eine Kanaille von der Hölle". Reers paßte noch auf der Höhe von Texel auf eine spanische Flotte von sechzehn Schiffen, die sechzig Kanonen für Schiffe, die auf spanische Rechnung in Amsterdam gebaut wurden, an Bord hatte. Auch diese kam nicht und so brachte die mit so großen Hoffnungen unternommene Expedition, die zehn Monate unterwegs gewesen war, so gut wie gar nichts ein. Der Kurfürst beschloß daher, von weiteren Unternehmungen nach Westindien abzustehen.

Inzwischen kreuzte Alders in der Gegend des Cap Vincent, um der spanischen Silberflotte zu begegnen. Dies verwegene Beginnen war der spanischen Regierung denn doch zu stark. Sie ermannte sich endlich und rüstete in aller Eile zwölf Gallionen und zwei Brander aus, welche im September unter dem Befehl des Marquis de Villafiel in See gingen, um die Brandenburger zu vertreiben und die Ankunft der Silberflotte zu beschützen. Am 30. September bekam Alders die spanischen Schiffe in Sicht; im Glauben, sie seien die lange und sehnlichst erwarteten Silbergallionen, griff er mit seinen vier Schiffen die mehr als dreifache spanische Uebermacht ungestüm an. Erst als er sich im Gefecht befand, merkte er seinen Irrthum. Nachdem er sich zwei Stunden mit den Spaniern tapfer herumgeschlagen hatte, zog er sich mit einem Verlust von zehn Todten und dreißig Verwundeten in den portugiesischen Hafen Lagos zurück. Er beabsichtigte, nach Ausbesserung seiner Schäden wieder auszulaufen, aber inzwischen hatte sich die spanische Silberflotte in Sicherheit gebracht.

Diese ruhmvolle Waffenthat war der letzte Akt in dem Kaperkriege gegen Spanien; der Kurfürst richtete im Sommer 1683 seine ganze Aufmerksamkeit wieder auf den Rhein, wo Ludwig XIV. ein Stück des Elsaß nach dem andern mit Frankreich vereinigte, wo am 28. September 1681 Straßburg den Franzosen seine Thore geöffnet hatte. Friedrich Wilhelm trat mannhaft für die Kurpfalz und andere Geschädigte ein. Auch nahm er immer mehr offenen Antheil an den Bedrängnissen der Hugenotten in Frankreich. Diese politische Lage und die materielle Erfolglosigkeit seines Unternehmens, da der größte Theil des spanischen Handels durch andere Nationen vermittelt wurde, veranlaßten den Kurfürsten, weitere Angriffe gegen Spanien aufzugeben. Die Kosten der ganzen Flottenrüstung, 135,000 Thaler, wurden ungefähr durch den Verkauf der gemachten Prisen gedeckt. Nicht zu unterschätzen war aber der kriegerische Erfolg: die Kühnheit, mit der das kleine Brandenburg eine europäische Großmacht in einem ihm ganz neuen Element mit geringen Mitteln angegriffen hatte, erregt heute noch dasselbe Staunen wie damals. Mit Ehren hatte sich die brandenburgische Flotte neben denen der großen seefahrenden Nationen auf dem Ocean behauptet.

### Das Fest der Eheleute.

Vor einem Jahrhundert, am 7. Floreal des Jahres VI der Republik, das ist am 29. April 1798, wurde in Köln auf Veranlassung der Munizipalverwaltung ein Fest der Eheleute veranstaltet, zu welcher republikanischen Feier der Präsident der Munizipalität J. B. Fuchs die Demoiselles de Cologne mittels folgenden Circulars einlud: „Die Munizipalverwaltung ladet ein, an dem schönen Feste der Verehelichten am 10. Floreal Theil zu nehmen. Sie ersucht Sie, nach Ihrem anerkannten Geschmack gekleidet in der Farbe der Unschuld durch die Ihnen von der Natur mitgetheilten Reize und aus diesen hervorgehende eigene Anmuth den Zug des Festes zu verherrlichen. Es ist keine Selbstschmeichelei, kein eitler Stolz der Verwaltung, sondern nur echtes Gefühl für die erhabene, jedem empfindenden Wesen so interessante Feierlichkeit; es ist keine drohende Forderung als gesetzmäßige Macht, sondern ein billiges Begehren, bei dieser Gelegenheit den Wunsch erfüllt zu sehen, daß die Vernunftfreiheit auf den heiteren Stirnen der Kölnischen Schönen der eingebildeten Etiquette nothwendig den Abschied gebe. Junge Bürger von edlem Anstande und guter Erziehung werden Sie begleiten; bescheiden werden sie Sie begleiten; bescheiden werden sie sich bestreben, durch eine dem Gegenstand angemessene Unterhaltung Ihnen jeden Augenblick in ihrer Gesellschaft angenehm zu machen. Ausbleiben, Entschuldigung oder sonstiges Ausweichen betrachtet die Verwaltung als Geringschätzung der Einladung, als Verachtung der bürgerlichen Feste; sie sieht es an als eine nur der architektonischen Schönheit eigene Gefühllosigkeit, die bloß in dem physischen Bilde der Schöpfung erscheint; sie wird dagegen jeder Bürgerin den Dank des Vaterlandes zollen, deren Seele frei von Vorurtheilen, geschmückt mit Anmuth und Würde, ihrem Geschlecht Ehre macht; die durch zwanglose Begleitung die Gefühle der jungen Bürger zur Erreichung des schönsten Zweckes der Natur und der menschlichen Gesellschaft höher stimmt und sie zu schönen Thaten aufmuntert. Die Munizipalverwaltung wird Sie durch einen Deputirten um zwei Uhr nach dem Mittage abholen lassen." Die eigenartige Einladung der Munizipalverwaltung ist ein vollgiltiges Muster des heuchlerischen französischen Amtsstils jener Zeit. Sie hatte denn auch den erwünschten Erfolg, denn Jedermann wußte, daß die höflichen Worte einen sehr ernsthaft gemeinten Befehl enthielten, und daß die Munizipalverwaltung, wenn man ihre Einladung mißachtete, zu weniger liebenswürdigen Gewaltakten greifen würde.

### Benützte Gelegenheit.

Lieutenant von Bumwitz hat soeben von dem Vater der von ihm heimlich Angebeteten — einem großen Grundbesitzer in der Nähe — ein Telegramm erhalten, in welchem er zum Diner gebeten wird.

Da der einzige ihm zur Verfügung stehende Zug schon in einer knappen Stunde geht, der Bahnhof in ziemlicher Entfernung vom Garnisons-Städtchen liegt und er sich erst noch Urlaub beim Schwadronschef — es steht nur eine Schwadron hier — erholen muß, so ist er selbstverständlich auf das Aeußerste pressirt.

Er befiehlt also seinem Burschen Krzabowsky, daß dieser, während er Toilette macht, zum Lohnfuhrwerker gehen und dann mit einem Wagen gleich vor das Haus des Rittmeisters komme, damit nur ja keine Zeit versäumt werde.

Krzabowsky stampft grinsend ab und der Lieutenant eilt nach vollendeter Toilette in die Wohnung des Rittmeisters, welcher ihm den erbetenen Urlaub in der liebenswürdigsten Weise gewährt und ihn einladet, statt auf der Straße, doch an dem Fenster den bestellten Wagen zu erwarten.

Es vergehen indessen zehn, zwanzig, dreißig Minuten — aber weder Wagen noch Krzabowsky läßt sich sehen. Von Bumwitz tritt in höchster Unruhe von einem Beine auf das andere und der Rittmeister beginnt sich zu amüsiren— da, endlich kommt der Wagen und in ihm, breit hingegossen, Krzabowsky, der sein seligstes Lächeln lächelt.

Wie der Wind ist von Bumwitz nach flüchtiger Verabschiedung vom Rittmeister vor der Thüre und schreit den dem Gefährte behäbig entsteigenden Burschen an:

„Ja, Sie soll doch ... wo bleiben Sie denn so lange?"

Krzabowsky schluckt erst ein paar Mal, als ob er gerade einen riesigen, gastronomischen Genuß gehabt hätte und sagt dann, seine großen, weißen Zähne zeigend:

„Entschuldigen Herr Lieutenant, bin noch nie gefahren in Wagen gepolsterten — hab' ich gemacht kleinen Umweg ...."

---

— Concurrenzneid. „Warum haben Sie eigentlich solche Wuth auf die Vorgesetzten Ihren Mannes, Frau Secretär?" — „Weil die meinem Alten auch was zu sagen haben."

— Aus dem Tagebuche Eulaliens. 25. August. Schreckliches Pech gehabt. Nachmittags in den Fluß gefallen, Herr mich herausgezogen, aber verheirathet gewesen!"